Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 20 (1916)

Artikel: Der Wanderer [Schluss]
Autor: Steinmann, August
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574997

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am Anfang war der Mut

Am Anfang war der Mut, der Finsternis
Vom Licht getrennt hat, der aus eigner Glut
Sich Kampf und Leben schuf, das selbstgewiß
Uns wirken heißt: Am Anfang war der Mut!

Er formte diese Welt in Schmerz und Lust,
Auch deine, die du früh als Kind gewannst;
Bald scheuchst du fremde Geister aus der Brust,
Daß du den Kampf nach außen tragen kannst.

Und naht am Ende endlich jene Nacht,
Die schwarzbeflügelt in der Tiefe ruht,
Noch leuchten neue Welten, glanzerwacht,
Des sei getrost: Am Anfang war der Mut!

Max Seilinger, Zürich.

Der Wanderer.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Geschichte von August Steinmann, St. Gallen.

(Schluß).

Jetzt legte Sabinchen die Rechte auf des Ratgebers Schultern und sprach: „Oheim, laß es jetzt genug sein!"

Herr Jeremias strich sich den Bart und schaute das Mädchen erstaunt an; er hatte während des Gespräches die stille Zuhörerin vergessen. „Sabina," wandte er sich jetzt an diese, „es hat dir nicht geschadet zu hören, wie Männer miteinander reden, wenn sie sich gegenseitig achten. Und wenn du meinst, ich sei zu offen gewesen, dann" – hier schaute er gütig zu David hinüber – „mag das eine gelinde Strafe sein, die unser Gast über sich ergehen lassen mußte, weil er so kühn war, dir mitten in der Nacht singend den Hof zu machen. Anstatt des Liebesseufzers aus der Angebeteten Mund hat Herr Künzlin eine kleine Moralpredigt zu hören bekommen. Der Mensch kann hienieden nicht nur Lob und Preis einheimsen. Auch mir hat die Welt oftmals den Kopf zurechtgesetzt. Schließlich konnte ich aber eines schönen Tages sagen: ‚Jeremias, im großen Ganzen bist du gut herausgekommen!'"

David sah jetzt an dem Gastfreunde hinauf und sprach: „Ich muß Ihnen danken; Ihre Worte sind mir wertvoller Lohn für meine Serenade."

Sabina füllte die Gläser nach. Dabei schaute sie sich den Fremdling etwas genauer an und fand Gefallen an ihm. „Hören Sie," begann das Mädchen, während es die Flasche wieder hinstellte, „Sie sehen so viele Menschen; haben Sie noch nie ans Heiraten gedacht? Liebe macht seßhaft."

David tat einen Schluck: „Fräulein, erst bitten Sie Ihren Herrn Oheim, mich nicht in die Enge zu treiben; jetzt kommen Sie und zünden ein neues Feuerlein an. Habe ich nicht gerade heute versucht, was Sie mir soeben geraten haben? Aber da heirate einer, wenn die Auserlesene nicht mehr zu freien ist! Liebe mache seßhaft, haben Sie gesagt. Wenn sie ihre Schwester, die Erhörung, findet, will ich hinzufügen. Was mich anbelangt, so werde ich morgen wieder weiterziehen."

Sabina fühlte das Blut in die Wangen steigen. Doch der Mondschein kühlte das jähe Erröten. Sie strich sich eine Locke aus der Stirne und tat das mit solcher Anmut, daß David sich entzückt verneigte und sprach: „Wenn ich auch umsonst versucht habe, in dieser Nacht das Glück zu heben, so gäbe ich doch das Erlebnis um alles in der Welt nicht her. Würde mich einer fragen: ‚Wie ist der heutige Tag gewesen?' dann antwortete ich: ‚Vom Morgen bis zum Abend erfreute mich der Glanz der Sonne; dann kam der Mond und wies mir den Weg in den Garten eines reichen Mannes. Der Nachtwind schlüpfte durch das Gebüsch, ich trank von seinem Dufte und sah in einem Zauberspiegel das Wesen, mit dem ich mein Leben teilen möchte. Aber der Zauberspiegel war eben ein Zauberspiegel, und als ich wieder hineinschaute, sah ich nur noch den Himmel. Und ich maß den Glanz der Sterne mit der Schönheit des erstgeschauten Bildes und fand, daß er nicht wetteifern konnte mit diesem!'"

Sabina senkte die Augen, Herr Jeremias aber sprach: „Sie könnten im Basar zu Damaskus sitzen und würden große Ehre auflesen mit Ihren Geschichten."

Während diesen Worten glitt der Liebesbrief aus des Mädchens Hand, und die Böglein fielen zu Boden, da eines, dort eines, und nur ein einziges blieb auf Sabinens Schoß. David bückte sich, las sie auf, gab sie dem Mädchen zurück und sagte: „Dieser Brief kommt weit her; er hat Ihnen gewiß viel Freude bereitet."

„O ja," antwortete Sabina, „mein Bräutigam ist sehr aufmerksam!"

Ein Weilchen sprach keines der Drei ein Wort. Vom Flusse herauf wehte ein kühles Lüftchen, und leicht bewegten sich die Ranken der Laube. Sabinchen hatte den Brief in den Umschlag gesteckt und hernach auf den Tisch gelegt.

„Weil wir jetzt so vergnügt beisammen sitzen," begann Herr Jeremias Raschle, „will ich euch auch von einem Briefe erzählen. Es ist schon recht lange her, und jene, die den Brief geschrieben hat, wohnt heute in einer schönen Stadt, deren Namen ich nicht nennen will; ich will nur verraten, daß liebliche Hügel diese Stadt schützen und das nahe Gebirge in die Gassen hineinschaut. Hie und da lese ich in den Zeitungen noch den Namen des Mannes der Dame, sei es in politischen Dingen oder in Fragen des Handels. Von der Dame selbst habe ich seit Jahren nichts mehr vernommen, obwohl sie und ich einst glaubten, füreinander bestimmt worden zu sein. In einem kleinen Molkenkurorte, wo die Dame — sie war dazumal ein schlankes fröhliches Mädchen — mit ihrer Großmutter weilte, lernten wir uns kennen. Die wohlgelungene Besteigung eines schönen Berges führte uns näher zusammen, und wir versprachen einander, uns von Zeit zu Zeit zu schreiben. Ich litt damals unter der zeitraubenden Leidenschaft, lange Briefe zu schreiben, und da ich diese stets am Abend oder gar in später Nacht abfaßte, verrieten sie wohl oft zu sehr, was in mir vorging. Was ich am Tage kaum zu denken wagte, schrieb ich in der Stille der Mitternacht mit großer Offenherzigkeit nieder. Die Dame, der ich in Zukunft mit meinen Briefen Freude bereiten wollte, war schön, und daß ich an ihr Gefallen gefunden hatte, konnten die Leute begreifen. Die Kurgäste sprachen schon von einer Verlobung, und so fehlte

es ihnen nicht an willkommener Unterhaltung. Wenn ich am Mittag oder Abend an der Seite des Mädchens zum Essen erschien, wurden wir sogar durch Lorgnetten betrachtet. Die Saaltochter, die uns bediente, vergaß nie, zwischen unsere Teller einen Strauß zu stellen. Ich gab ihr dafür am Ende meiner Kur ein hübsches Trinkgeld. Daß auch sie mich geliebt habe, verriet mir später der Hausbursche, wobei er mir einen freundlichen Gruß von der aufmerksamen Dienerin ausrichtete. Ehe das reiche Mädchen verreiste, stiegen wir eines Abends zu einer der nahen Alpen hinauf und genossen von grünem Kamme aus den Sonnenuntergang. Wir saßen schweigend nebeneinander, Hand in Hand, und schauten in die Ferne. Wir gingen gemeinsamen Gedanken nach und vergaßen alles, was um uns her war. Als in der Tiefe die kleine Glocke des Bades läutete, machten wir uns auf den Heimweg. Wir wollten die letzten Stunden unseres Beisammenseins bei einem Glase Wein verbringen. Unter einer großen Wettertanne stand die junge Dame plötzlich still und sprach: ‚Nicht wahr, Herr Raschle, Sie werden mich nie vergessen? Sie müssen mir im ersten Briefe von diesem Abend erzählen; Sie müssen schreiben, es sei schön gewesen!‘ Heuer sind es über vierzig Jahre seither. Ihr seht, daß ich noch immer an jenen Tag denke. Ich habe dem Wunsche der Dame — Rosina heißt sie — mit Freuden entsprochen. Zwei Tage nach ihrer Abreise schrieb ich ihr einen großen Brief, gestand darin meine Sehnsucht zu ihr und erklärte am Schlusse, daß ich sie von ganzem Herzen liebe. So wanderte mein Geständnis ins Land hinaus, und nach wenigen Tagen erhielt ich eine Antwort. Da wurde mir heiß und bange; denn ich hielt die Entscheidung, das Ja oder Nein, in der Hand. Die Dame Rosina erzählte mir in artigen Sätzen von der Heimreise. Sie sei noch einige Tage bei der Frau Großmutter zu Gast gewesen. Jetzt sitze sie wieder zu Hause. Sie hätten ein großes Landgut und da fehle es an Arbeit nicht; die Einmachfrüchte seien reif und da heiße es, die Honigtöpfe und Fruchtgläser bereithalten. Dann ging das Mädchen mit einer fröhlichen Wendung auf unsere Erlebnisse über und versicherte, daß sie stets an jene schöne Abendstunde auf dem hohen Berge denken werde; desgleichen blieben ihr die gemeinsamen Spaziergänge durch die sonnenhalb gelegenen Weiden und Lärchenwäldchen wertvolle Erinnerungen. Jeden Abend schaue sie nach dem Kirchturm, und wenn der Wetterhahn nach der Richtung zeige, in der das kleine Bad liege, gebe sie dem Winde tausend Grüße mit. Ich mußte also aus dem Briefe merken, daß ich der Dame nicht gleichgültig war. So erwartete ich am Schlusse des Briefes die Antwort auf meine Liebesfrage. Da kam die Enttäuschung; denn auf dem dritten und letzten Böglein stand etwas ganz anderes. Ich kann diese Stelle heute noch auswendig, denn sie hat über mein späteres Leben entschieden. Meine Freundin schrieb: ‚Sie wissen, Herr Raschle, daß ich eine große Freude an Tieren habe. Ich pflege drei Kanarienvögel und bürste und kämme unsere schöne Angorakatze; Vaters Reitpferd kennt meinen Schritt und wiehert, wenn ich in den Stall trete; treu ergeben ist mir auch Nachbar Pächters alter Wachthund. Ich hatte sogar ein Raubtier so gezähmt, daß es mir aus der Hand fraß, wenn ich's beim Kragen packte. Sie müssen wissen, daß mir mein Vater einst einen jungen Fuchs heimbrachte. Er fand ihn auf einem Ritte. Der Fuchs war übel dran, als er in unser Haus kam; ein anderes Tier mußte ihn im Kampfe um ein Huhn oder einen Hasen oder vielleicht gar um eine Maus derart traktiert haben, daß er nicht mehr vom Fleck konnte. Dieser Fuchs war also mein Eigentum; er lief mir nach und war so zutraulich, daß er die Mißgunst der Angorakatze auf sich lud. Und nun ist der Schelm auf und davon. Als ich Ihren schönen Brief las, kam der Fuchs daher und setzte sich neben mich auf die Bank, schaute harmlos in die Sonne und schnappte nach den Fliegen. Aber auf einmal kam seine Raubtiernatur zum Ausbruch, er riß mir das letzte Böglein Ihres Briefes aus dem Schoße und sprang damit fort. Ich fuhr ihm nach, doch er verschwand in einem Kellerfenster. Ich kniete vor das Loch und versuchte das Tier mit den schönsten Versprechungen

herauszulocken; alles war umsonst. Der Fuchs kam nicht. Da rief ich meinen Bruder und bat ihn, das Tier zu fangen; ich wollte dabei vor dem Fenster Wache halten. Vorsichtig gingen wir ans Werk. Als mein Bruder den Fuchs fassen wollte, tat dieser einen Sprung und rannte durch das Kellerloch. Ich erschrak, wich zurück, und wie der Blitz schoß das Tier an mir vorüber und entkam samt dem weißen Böglein, das er wie eine junge Taube in der Schnauze trug. So habe ich den Schluß Ihres lieben Briefes nicht mehr genießen können. Was stand darauf? Bitte, schreiben Sie ihn mir noch einmal!'"

Herr Jeremias Raschle stützte die Arme auf den Tisch und sah den beiden jungen Zuhörern in die Augen; dann erzählte er weiter: „Mir ist, als sähe ich den Brief der Dame Rosina vor mir. Meine Liebeserklärung war also einem schlauen Tiere zur Beute geworden. Ich brachte es nicht über mich, das Geständnis zu wiederholen, und antwortete, es habe nichts Wichtiges auf der letzten Seite gestanden. So blieb meine erste Liebe vorläufig mein Geheimnis, und ich sagte mir, das Schicksal wolle eine Verbindung zwischen mir und dem vornehmen Fräulein nicht. Zudem hatte ich bereits gemerkt, daß ich der Tochter Anita meines Prinzipals gefiel. Diese ist dann meine Frau geworden, und ich habe es nie bereuen müssen. Bevor ich heiratete, besuchte ich noch einmal das kleine Bad und fand dort, wie ich geahnt hatte, die Dame Rosina. Ich sagte ihr, es möchte jetzt wohl auf lange Zeit hinaus das letzte Mal sein, daß wir uns sehen, denn ich würde heiraten und wieder nach dem Orient zurückkehren, wohin ich bald nach dem Brieferlebnis gegangen war. Wir stiegen noch einmal auf den hohen Berg, und dabei erfuhr ich von der großen Liebe Rosinas zu mir. Jetzt war es meine Pflicht, der Dame zu sagen, was auf dem letzten, dem verschwundenen Böglein meines ersten Briefes gestanden hatte. Ihr glaubt vielleicht, jetzt beginne ein trauriger, herzzerbrechender Roman. Ein mit Zucker durchzogener Skribifax würde sich allerdings über derlei Dingen die Schmierfinger wundschreiben. Nein, wir waren doch zu kluge Menschen. In ruhigem Gespräch halfen wir einander über die Geschichte hinweg; erst jetzt lernte ich Rosina schätzen. ‚Wir wollen vernünftig sein,' sagte sie; ‚die Vernunft ist in solchen Angelegenheiten stets die beste und gewiß auch die ehrlichste Helferin!' Wir gaben uns, ehe wir wieder zu Tale stiegen, die Hand und versprachen einander in allen Lebenslagen, komme was wolle, als Freunde helfend beizustehen. Eine Zeit lang schrieben wir uns Briefe, bis ich eines Tages die Nachricht erhielt, die Dame sei verlobt. Im letzten Briefe, den ich von ihr bekam, versicherte sie mir, sie habe das lang ersehnte Glück gefunden und freue sich, dem alten Freunde diese Nachricht geben zu können. Wir haben uns nie mehr gesehen. ‚Aller guten Dinge sind drei,' heißt es. Vielleicht treffe ich Frau Rosina noch einmal auf jenem schönen Berge. Dann könnten wir Rückschau halten und müßten zugeben, daß der junge Fuchs ein vom Schicksal auserlesenes Werkzeug gewesen sei."

Aufmerksam hatten Sabinchen und David der Erzählung des alten Herrn zugehört; der zündete sich jetzt eine frische Pfeife an und bat das Mädchen, noch eine gute Flasche zu holen. Bald stand ein köstlich duftender Barbera auf dem Tische.

„Von dem kriegt man kein Kopfweh," erklärte Herr Jeremias als sicherer Kenner, „er verleiht einen festen Schlaf und lustige Träume."

So kamen sie auf Träume zu sprechen und erzählten sich die ergötzlichsten Dinge, bis die Stadtuhren die erste Stunde des neuen Tages schlugen.

Herr Jeremias stellte die Gläser zusammen und mahnte zum Aufbruch. Als David dem Mädchen die Hand gab, mußte er versprechen, daß er das Lied abschreiben und vor der Abreise bringen wolle.

„Ich werde Sie nie vergessen, auch dann nicht, wenn ich dereinst im Morgenlande sein werde; denken auch Sie von Zeit zu Zeit an den ‚Zedernbaum' und den schönen Abend!"

So schieden sie. Herr Jeremias begleitete den Gast bis an das große Gartentor. „Gehen Sie jetzt schlafen, mein

Freund, damit Sie sich am Morgen gestärkt meinen Rat überlegen können." Nach diesen Worten fiel das schwere Tor ins Schloß. David stand allein. Erfreut und gehoben durch das schöne Erlebnis machte er sich auf den Heimweg. Er entdeckte dabei ein Seitengäßlein, von dem aus er unbemerkt das stattliche Haus noch einmal betrachten konnte. Als er sah, wie hinter einem der hohen Fenster weiße Vorhänge sachte ineinanderglitten, sandte er einen Handkuß an Fräulein Sabina Mayenfisch; denn David konnte nicht wissen, daß es Herr Jeremias Raschle war, der hinter jenen Gardinen, zufrieden mit dem vergangenen Tag, die Hosenträger hinter sich warf, ein Liedlein summte und sich bald darauf ins Bett legte.

Der Weg zur Herberge führte den Nachtwanderer an einer breiten Freitreppe vorbei. Zur Rechten stand ein sauber aufgeputztes Haus; das hieß „Zum roten Herzen". David sah einen Mann daherkommen und blieb deshalb unter einem Schwibbogen stehen. Der Mann nahm einen großen Hausschlüssel hervor, öffnete damit das „Rote Herz" und verschwand darinnen. Behutsam trat David wieder in den Mondschein, stieg die Treppe hinan und gelangte vor die alte Hauptkirche der Stadt. Die Kirche war zweitürmig und einst „Unserer lieben Frau" geweiht. In einer Nische über dem Eingang stand die Behüterin des Heiligtums; sie trug das Erlöserkind auf den Armen und schaute ihm lieb ins Angesicht. Die Nische zur Rechten und die zur Linken des schönen Bildnisses waren leer. Die Bilderstürmer hatten in heiligem Eifer St. Arbogast und St. Veronica, die von den Erbauern der Kirche hineingestellt worden, heruntergeholt. Die liebliche Madonna aber ließen sie oben, da von altersher hoffende Frauen mit Vorliebe das Bildnis betrachteten. David lüpfte vor der Muttergottes das Käpplein, denn er glaubte an den Himmel und die verheißene ewige Freude. Deshalb fürchtete er sich auch nicht vor der Stunde, öffnete das Friedhofgatter und entblößte das Haupt vor den Toten. Goldregenbäume und Silberbirken, Weiden und Holunder, blühender Flieder und ein großer Ahorn fingen den Nachtwind auf. David ging in ihrem Schatten. Ilgen und Sternblumen verneigten sich vor ihm; im hohen Grase hing der Tau und glitzerte über den Gräbern der Vergessenen.

Im Schutze der Kirche ruhten auf der Morgenseite die Kinder. Einfältig Spiel und lustige Bilder, bunte Fetzlein und die goldene Sonne, der erste Schnee und die ersten Blumen waren hienieden ihre Freude gewesen. Sie hatten Vater und Mutter küssen dürfen und aus irdenem Näpfchen ihr Müslein gegessen. Dann waren sie wieder zurückgekehrt auf ihren Stern. Kleine Kreuze erinnerten an ihren Besuch in dieser Welt.

Ueber drei Stufen stieg David zum zweiten Felde. Die hier schliefen, waren ledigen Standes gewesen, als sie sterben mußten. Da lagen die Söhne der reichen Bürger und Amtsherren neben den Burschen, die einst Erben der Aecker und Wiesen geworden wären. Hohe Marmorsäulen und hellglänzende Urnen ließen erkennen, daß sie dem begüterten Stande angehört hatten; armselige Gräber verrieten aber, daß nicht nur Wohlstand und Reichtum, sondern auch Armut und Not die Ihren im Tode nicht verlassen. Neben die Jünglinge bettete der Totengräber auch die Jungfrauen. Zu Staub wurde hier, was Frucht hätte bringen sollen. Zarte Schleier zierten hohe, schwarze Ankerkreuze. Auch mancher Junggeselle, der einsam die Last des Alters getragen hatte und andern zur Last geworden war, manches Jüngferlein, das seine Liebe keinem hatte schenken dürfen, trug hier einen kostbaren Grabstein, in dessen Kosten sich die Erben emsig rechnend geteilt hatten.

David ging langsam durch die Reihen; er war ein Fremder in dieser stillen Gemeinde, und doch gewährte sie ihm Gastrecht in stiller Nacht. Vor einem schön gepflegten Hügel blieb er stehen. Die goldene Inschrift ließ ihn nicht weiter gehen. Das Grab war zunächst der niedern Friedhofmauer, und auf diese setzte sich David. Hinter ihr lag in dunkler Tiefe der Garten des Hauses „Zum roten Herzen". Wäre David der Mauer gefolgt, dann hätten ihn einige breite

Stufen zum dritten Felde hinaufgeführt. Dieses krönte die starke Totenburg und war die Ruhestätte jener, die aus dem Ehestande oder Witwentum heimgerufen worden waren; sie hatten begonnene Arbeit oder vollendetes Werk den Kindern und Kindeskindern anvertraut. Aus ihrer Höhe schimmerten die weißen Steine zum Felde der Ledigen und ragten so stolz und fremd in die Nacht hinein, daß David nicht wagte, einen Schritt zu tun in das Geviert jener, die Liebe gegeben und Menschen geboren hatten. Seine Augen ruhten wieder auf der goldenen Schrift des schön gepflegten Grabes, „Hier ruht in Jesus Christus Monica Germann." Und im Mondlichte las David den Spruch: „Ich werde meinen Freund sehen. Er ist mir gut, und nie mehr werde ich von seiner Seite genommen; denn er liebet mich in Ewigkeit. Lieblich ist mein Los und unbeschreiblich das Glück, zu dem ich erwacht bin."

David legte die Hände um die Knie; er gedachte der Toten: In deinen schönsten Jahren hat der Tod dich bei der Hand gefaßt. Was du der Vergänglichkeit schuldig bist, deinen jungen Leib, hast du der Erde zurückgegeben. Dich aber hat ein Engel entrückt. Ein schöner Garten ist das Paradies; die Entrückten lustwandeln darin und lieben und werden geliebt. Ich sehe dich daherkommen; große Bäume spenden dir Schatten, und die Blumen am Wege verneigen sich vor dir. Die Luft ist voll linder Düfte, und bunte Vögel singen im Gezweig. Der Hauch des Gartens streicht durch junge Weidenbäume, daß sie summen wie sanft berührte Harfen. Frische Wellen netzen die Wurzeln. All diese Pracht gehört und gilt dir. Liebe ist, was du sprichst, Liebe, was du hörst. Ich werde dich kennen, wenn ich dir einst begegne. Viele, viele liegen hier, und ich konnte an ihnen vorübergehen, weil sie mir fremd sind. An deinem Grabe aber muß ich verweilen; dein Name hält mich fest. Warum — ich weiß es nicht. Mir ist, ich hätte dich einmal gesehen; allein ich weiß nicht wann, ich weiß nicht wo ...

Unverwandt hatte David auf den Stein geblickt. Vom Flusse her kam ein kühler Wind, und durch die Bäume ging ein leises Schauern. Das Licht des Mondes erblaßte in der wachsenden Dämmerung. David erhob sich, und als sein Schatten den Stein der jungen Monica Germann streifte, fuhr er jäh zusammen. Er wandte sich um, zu schauen, wer hinter ihm stünde, und sah den Morgenstern. Der stand in wunderbarer Pracht über fernen Bergen und verkündete den neuen Tag. Im Zwielicht erkalteten die Leichensteine; von den zarten Schleiern fiel hin und wieder ein Tropfen Tau. Die Sterne kehrten in den Himmel zurück, gleich treuen Wächtern, die ihre Pflicht erfüllt haben, heimkehren in die Burg ihres Herrn. Ein Vogel flog über die Gräber und rief seinen Gefährten. Das Friedhofgatter fiel ins Schloß; David, der Nachtwanderer, war wieder zu den Lebenden zurückgekehrt. Fremder denn zuvor schien ihm die kleine Stadt. Müde schritt er der Herberge zu. Dort fand er noch ein Seitentürchen offen, durch das der Schatz der Hausmagd kurz vorher weggegangen war. Als er im Bette lag, überdachte er noch einmal Herrn Jeremias Raschles Rat, faßte die besten Vorsätze und schlief darüber ein ...

Die Sonne stand schon hoch über dem Land, als David erwachte. Er hatte Mühe, sich zurechtzufinden. Und als er sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatte, kam ihm alles wieder in den Sinn; er sah das Erlebnis so schön vor sich, daß er die Augen für ein Weilchen wieder zutat, um nicht gestört zu werden in glückseligem Wiedererleben. In solchem Kreise würde er seßhaft, und Heimat würde ihm ein so schöner Garten werden. Wie der Vogel von Zeit zu Zeit das Nest verläßt, um einen Flug über die Felder zu tun, so flöge auch er aus, um sich zu ergötzen an der Pracht der gewonnenen Heimat.

Während er so dalag und spintisierte, begannen am Brunnen unter seinem Fenster Küfer an großen Fässern herumzuhämmern; das Lachen und Rufen der Mägde stieg zu dem Träumer hinauf; ein Milchmann pfiff der Kundschaft, und ein wandernder Glaser rief nach Arbeit. Da flohen die schönen Gedanken auf und davon und zum Fenster hinaus, und es blieb nur die Wirklichkeit zurück. „Soll ich

wirklich heute schon mit dem neuen Leben beginnen?" fragte sich David, und er sann und sann und fand, daß es besser wäre, nach und nach an die Ausführung der Ratschläge des alten Herrn heranzugehen. Von heute auf morgen anders zu werden, schien ihm nicht ratsam. Also warf David die scheinbar ernsthaft erwogenen Vorsätze von sich und nahm sich vor, noch einmal das Land zu durchwandern, umsomehr, als das Wetter gut zu bleiben versprach. Der Wanderer sprang aus dem Bett und stand bald darauf in der Wirtsstube, wo er das Morgenessen, Milch und Brot, Butter und Bienenhonig, bereit fand. Der Wirt setzte sich zu ihm, ließ sich Most und Speck bringen, und über den Tisch spann sich bald ein lebhaftes Gespräch. David erzählte von Herrn Jeremias und dem schönen Fräulein Mayenfisch. Der Wirt lobte den Besitzer des „Zedernbaumes" und sprach: „Es wäre gut, wenn wir in der Eidgenossenschaft recht viele solcher Raschle hätten. Er ist fortschrittlich und doch kein Umstürzler; er ist fromm und doch kein Neugläubiger; er kennt die Gesetze durchs Band weg, und wenn ihn ein Bürger um Rat fragt, kostet das nur ein ‚Danke schön' und nicht einen halben Napoleon. Herr Raschle schlägt einfach einen Gesetzesband auf und erklärt, die Sache stehe so und so, oder, er würde in diesem Falle nicht prozessieren. Seiner Rechtskenntnisse wegen haben wir ihn in das Bezirksgericht gewählt, und keiner der Richter studiert die Akten so gewissenhaft wie er. Die Fürsprecher nehmen sich zusammen, wenn sie ihn zur Rechten des Präsidenten sitzen sehen. Die Winkelagentlein grüßen ihn bittersüß; denn er hat sie durchschaut. Er liest nicht die Zeitung, wenn die Parteien sprechen und steht nicht rauchend am Fenster, wenn ein armer Teufel sich um das bißchen Recht wehrt. Wir alle ehren ihn, obwohl er nicht einer von jenen ist, die mit der ganzen Welt duzis sind und jedem die Hand hinstrecken mit einem ‚Grüß Gott, Kamerad!' Erst letzthin haben wir wieder einen solchen Allerweltsvetter kennen gelernt. Der hat sich mit Mündelgeld einen Wanst angeschafft, und als ihm die Strafe drohte, ist er hingegangen und hat's gemacht wie Judas, der Verräter. Ein ganz neues Stricklein hat er dazu genommen, doch bezahlt hat er's dem Seiler nicht. So ist er am erschwindelten Seil in die Hölle hinabgefahren. Einige seiner besten Freunde sahen sich als Bürgen zur Zahlung namhafter Beträge verpflichtet. Auf Fürsprache des Herrn Raschle hin gaben sich die Bankherren mit Schuldbriefen und der Versicherung, daß die Zinsen pünktlich entrichten werden, zufrieden. Durch den Tod des Unredlichen waren verschiedene, zum Teil recht einträgliche Aemter frei geworden. Wir baten Herrn Jeremias Raschle, sie zu übernehmen; aber er lehnte ab, und wir verteilten sie unter drei junge, ehrenhafte Männer, die sie bis jetzt gut verwaltet haben. Wenn Ihr hier bleiben würdet, könntet Ihr die Drei heute abend sehen; sie kommen jede Woche einmal in meiner Stube zusammen und besprechen im Kreise anderer junger Bürger im Sinne der neuen, frischen Politik die öffentlichen Angelegenheiten."

„Ich würde sie gerne sehen," sprach David, „doch muß ich vor Mittag aufbrechen; nur so, denke ich, langt's heute noch bis Rheinfelden."

„So bald schon wollt Ihr fort?" fragte der Wirt. „Wenn Ihr wünscht, will ich Euch dem Schiffer Isler empfehlen, der fährt heute noch nach Basel. Sein Schiff liegt unten an der Brücke. Sagt ihm einen schönen Gruß von mir und gebt ihm ein anständiges Trinkgeld. Er wird nicht viel sprechen; das ist indessen seine Art, und durch den Tod seines Aeltesten ist er noch wortkarger geworden. Vor drei Jahren war's. Da fuhr der junge Isler, der Martin, mit seinem Schatz den Fluß hinunter. Sie wollten nach Mumpf zum Tanze. Das Schiff geriet, wer weiß wie, in einen Strudel und schlug um. Das Paar kam ums Leben, und man hat die Leichen bis heute noch nicht gefunden und wird sie wohl auch nie mehr finden. Der Vater aber fährt jede Woche über den bösen Wirbel; sein Tagwerk verlangt es, und er schickt sich darein. Ich bitte Euch, erinnert ihn nicht daran, wenn Ihr an der Stelle vorbeikommt; sie ist dort, wo der Fluß durch die Berge bricht und in die Ebene hinausfließt."

David versprach zu schweigen, dankte

dem Wirt für die gute Herberge und bezahlte, was er schuldig war. Dann hängte er Ränzel und Gitarre um und nahm Abschied. Frohen Mutes stieg er zum Rhein hinunter, wo er den Schiffer fand. Sie wurden schnell einig, und David entschloß sich, gleich bis Basel zu fahren.

Bald hernach glitt das Schiff talwärts. Schiffer Isler lenkte das mit Marktwaren beladene Fahrzeug, ein Knecht hantierte mit einem schweren Stachel, David saß in der Mitte auf einem Bündel Rebstecken und genoß die Schönheit der stillen Landschaft. Dichtes Gebüsch hielt den Uferboden mit tausend Wurzeln fest. Da und dort fiel ein Feldbach über Schichtenköpfe in den Fluß. Schlipfe glühten in der Mittagssonne. Wo die Uferhänge ein wenig zurücktraten, stand im frischen Grün der Rheinwiesen bald eine kleine Mühle, bald ein Bauernhof; dunkles Riegelwerk umrahmte weiße Mauerfelder. Vieh weidete unter den Obstbäumen, und Kinder spielten am Wasser. Ein Weg verband die verschiedenen Höfe untereinander; Wäldchen und Lehmhänge trennten sie voneinander.

Die Stadt war schon längst hinter einer Bergnase verschwunden, als das Schiff an einem schattenhalb gelegenen Gehöft vorbeifuhr. Das Haus sah traurig in den Tag hinaus. Eine schwarzgekleidete Frau, von mehreren Kindern umgeben, hängte Wäsche auf, wobei ihr ein Mädchen behilflich war. Ein alter Mann saß auf einem Mäuerchen und flickte ein Netz. Der Schiffsknecht wandte sich an David: „Das ist ein unglückliches Haus; in der Laubi heißt's. Vor einigen Monaten haben Fischdiebe den Besitzer des Hofes, den Laubi-Heiri, erstochen. Der Mann hatte sie beim Freveln erwischt und zurechtgewiesen. Drei Tage später — es war am Berchtelistag — überfielen sie ihn, als er ruhig heimkehren wollte. Einer der Kerle stach ihn nieder, worauf sie sich im gestohlenen Weidling davonmachten. Am andern Morgen fand man den Laubi-Heiri. Den Mörder hat man zwei Wochen später im Schwäbischen draußen erwischt und herübergebracht. Uebermorgen wird er vor Gericht kommen. Die Frau, die Ihr dort seht, ist die Witwe, der Alte ist ihr Vater. Acht Kinder hat der Heiri hinterlassen, das jüngste hat er nicht mehr gesehen; es ist erst zwölf Wochen alt."

David blickte zu dem Hof hinüber. Langsam verschwand das Haus in den Bäumen. „Acht Kinder, sagt Ihr?" wandte er sich an den Knecht. „Es ist schrecklich!"

Ein Ruf des Schiffers brach die Rede ab. Der Knecht stieß mit dem Stachel ins Wasser, das Schiff tanzte über die Flußschnellen, schoß an einem kleinen Felsen vorbei und trieb über einen wilden Wirbel und heimtückische, dunkle Gunten in ruhige Bahn. Und David sah, wie Isler in diese Gunten spähte. Hier war das junge Paar ertrunken.

Die Uferhänge wichen zurück, zur Rechten und zur Linken dehnten sich weite Felder und Wiesen. An freundlichen Dörfern und Weilern vorüber trug der Rhein das schlanke Schiff, hohe Bäume spiegelten sich im Wasser, Pappeln und Alben. Da und dort stand ein Storch am Ufer; Wildenten flogen aus niederm Gesträuch. Auf grünen Hügeln thronten gebrochene Burgen. Ein stillgewordener Marktflecken träumte in der Nachmittagsschwüle von alten, buntbewegten Messen. David vertiefte sich in den Reiz dieses gottgesegneten Landes; das half ihm über die traurige Geschichte des Laubi-Heiri hinweg.

In der ruhigen Strömung fand das Schiff ohne große Mithilfe der Schiffer die rechte Bahn. Jetzt hatte auch Isler Zeit, mit dem Fremdling ein Gespräch zu halten. Er erzählte, wie früher auf dem Flusse ein Leben gewesen sei. „An Markttagen," sprach er, „kam dazumal Schiff um Schiff daher, große und kleine, die einen schön gerüstet, mit Fähnlein geschmückt, andere, denen anzusehen war, daß sie einem Hauderi gehörten. Korn und Obst, Wein und Most, Sand und Steine trug der Rhein den Städten zu. Der Schiffsmann konnte sich noch ein besseres Bröcklein erlauben. Breisacher und Elsässer tranken wir in jenen Jahren. Ich war noch jung und lernte manch schönes Kind kennen. Schließlich habe ich eines von ihnen zur Frau genommen. In Zurzach wurden wir kopuliert. Die Kameraden, die ich zu Gast geladen hatte, böllerten über den Fluß hinweg, als ich zu Schiff dahergeschwommen kam. Ein jeder hatte

ein Ruder bei sich und trug es wie der Soldat das Gewehr. Das war ein lustiger Tag; es sind heuer achtundvierzig Jahre seither. Es ist recht still geworden auf dem Flusse, und ich bin noch einer der wenigen, die regelmäßig hinauf- und hinabfahren. Die Eisenbahn hat manchen ums tägliche Brot gebracht. Geduld, Geduld! Wenn nicht jetzt, so werden die Leute später einsehen müssen, daß der Rhein nicht umsonst da ist. Er ist die freie, breite Schweizerstraße, die zum Meere führt, und wir sollten einsehen, daß es auch etwas wert ist, auf unserem Flusse, mit eigenem Schiffe hinunterfahren zu können, bis ins Holländische!"

So erzählte der alte Schiffsmann und wußte noch allerlei aus seinem Leben und Schaffen. Zur Vesperzeit lenkte er das Schiff in eine schattige Bucht. Hier teilte Isler mit dem Knecht und dem Gaste gediegenes Fleisch und gutes Brot, aus einem Lägel goß er Wein in ein wackeres Glas, und dieses ging von Hand zu Hand, und ein jeder trank daraus. Dann stießen sie wieder ab, und weiter ging die Fahrt auf der freien, breiten Schweizerstraße.

Die Sonne war gesunken, und das Abendrot hing am Himmel, als das Schiff in den Basler Bann fuhr. Die Türme des Münsters, die hohe, vornehme Häuserreihe der Pfalz, Giebel und Firste der innern Stadt und die mächtigen Kronen alter Bäume waren den Nahenden lieblichste Augenweide. David freute sich an dem stolzen Bilde. In großer Schönheit stand das reiche Basel in der Dämmerung. Die Kirchen legten Zeugnis ab von dem festen Gottvertrauen der Bürgerschaft; die Nähe der Landesgrenze erinnerte David an die Geschichte der Stadt und an ein Patriziat, herausgewachsen aus ruhmvoller Historie.

Schiffer Isler stand aufrecht am Kiel und sprach, während er ein bißchen nach links drehte, zu seinen Fahrtgenossen: „Da wären wir! Gott sei Dank für die gute Fahrt. Mit meinem Schiffe kann ich mich sehen lassen; es ist stark und schön gebaut. Solange ich noch steuern kann, halte ich aus. Es ist doch auch etwas wert, wenn einer sagen kann: Die und die Stadt ist reich an Handel und Verkehr, und ich bin auch einer von denen, die daran Anteil haben!"

Jetzt fuhr das Schiff unter der Pfalz dahin. Der Knecht winkte den Städtern, die von der hohen Mauer herunterschauten; unverständliche Rufe waren die Antwort. David saß schweigend auf dem Bündel Rebstecken. Da riß ihn ein kräftiger Ruck aus stillem Betrachten. Das Ufer war erreicht, und das Schiff tanzte, der Strömung entzogen, zwischen vier Pfählen. Er zahlte dem Schiffer das bescheidene Fahrgeld, gab dem Knechte noch etliche Batzen für einen besondern Schoppen und ging, begleitet von guten Wünschen, ans Land. Er stieg über eine steile Treppe in die Gassen hinauf. Mit Hilfe höflicher Fragen und bereitwillig gegebener Auskunft fand er ein einfaches und sauberes Gasthaus. Er ließ sich ein gutes Nachtessen bringen, trank Isteiner dazu und rauchte zum Schlusse eine wohlriechende Holländerzigarre. Während er diese guten Dinge genoß, unterhielt er sich mit der Kellnerin, die ihm von ihrem Schatz erzählte, wie der eine schöne Stellung habe und sie heiraten werde; doch gehe er zuerst noch ein Jahr ins Französische, um die Sprache zu lernen. David wünschte ihr viel Glück und begab sich hierauf in seine Kammer. Er schaute zum Fenster hinaus und betrachtete das Leben auf dem Platze. Ein halbes Dutzend Gassen und Gäßlein führten diesem lustwandelnde oder heimeilende Menschen zu: Familien, die in Eintracht den Feierabend genossen, junge Paare, die Arm in Arm hinauszogen, um vor den Toren Luftschlösser zu bauen oder sich das Herz auszuschütten. Da kam eine alte Dame daher, begleitet von einem Fräulein, wohl die fürsorgliche Tochter, und hintendrein schritt ein Dienstmädchen; sie mochten auf dem Wege zu einem vornehmen Anlasse sein; vielleicht gingen sie in eine Erbauungsstunde. Dort drüben an der Ecke trafen sich ein Bursche und ein Mädchen; jetzt schritten sie nebeneinander, doch in angemessenem Abstand über den Platz. Herren, die gewiß dem alten Handelsstande angehörten, gingen zum Stammtisch; Handwerker begaben sich großen Schrittes zum Abendschoppen. Beamte eilten in irgend eine politische Sitzung; sie trugen gelbe Umschläge oder Mappen unterm Arm, wurden ehrerbietig gegrüßt und grüßten noch ehrerbietiger

Vorübergehende, die offenbar über ihnen standen oder doch ein Wort in der Amtsvergebung mitzureden hatten. Stolz und aufrecht kamen Studenten über den Platz gegangen; einige rauchten aus langen Pfeifen und pafften den Qualm ruhig daherkommenden Philistern ins Gesicht. Kutschen rollten vorüber und überholten schwerbeladene Botenwagen.

Es war Nacht geworden. Der Mond gab der stillen Welt von seinem Lichte. Das fröhliche Leben war eingeschlafen und ging in Träumen dem neuen Tage entgegen. Die Gassen lagen verlassen; hinter dem Münster herauf stieg das leise Rauschen des Rheins. David saß immer noch am Fenster und sah über Dächer hin. Aus einer dunkeln Guggere kam eine weiß und schwarz getupfte Katze geschlichen und stieg behutsam auf den First, wo sie sich im Mondschein putzte. Als sich das zierliche Tierchen den Staub des Tages weggeschleckt hatte, schaute es vergnügt in die Nacht hinaus und schien in seiner Einsamkeit zufrieden zu sein. So mochte wohl da und dort ein kleiner Philosoph die lautlose Stunde genießen, nachdenkend über den Lauf der Dinge. Den einen beschäftigten vielleicht Fragen gesellschaftlicher Art, wie der Unterschied zwischen reich und arm oder Herr und Knecht, der andere sann über die Religionen nach, der dritte schaute zu den Sternen hinauf und wanderte hinaus, den Himmel zu suchen; dann mochten aber an manchen Fenstern solche sitzen, die mit ihrem Herzen geheime Zwiesprache hielten, zum Beispiel über Zuneigung oder Liebe. Alle baten die Nacht, verschwiegene Freundin, Ratgeberin und Führerin zu sein.

David zog in Gedanken landaufwärts und fand im großen Garten das Haus zum „Zedernbaum". Dabei stand das Gartenhäuschen, und in diesem saßen, wohl ebenso vergnügt wie gestern abend, Herr Jeremias Raschle und die schöne Sabina Mayenfisch. So, wie er an sie dachte, mochten jetzt auch die beiden seiner gedenken. Das Läuten in den Ohren verriet ihm das Nachtgespräch der fernen Freunde. Er war dem alten Herrn noch eine Antwort schuldig, und dem Fräulein hatte er das Lied versprochen. Diese Schulden wollte er ehrlich und redlich tilgen. Alle guten Vorsätze, seßhaft zu werden und in sorgfältig eingeteilter Arbeitszeit das tägliche Brot zu verdienen, waren dahin. Er hatte auf der Stromfahrt einen um den andern über Bord geworfen und dann angesichts der im Abendrot stehenden Stadt das letzte Krümlein den Wellen mitgegeben. Er hätte vielleicht besser getan, wenn er auf staubiger Landstraße gewandert wäre; denn wer dem Wandern entsagen will, muß das fließende Wasser meiden und noch viel mehr die lustige Fahrt auf grünem Strome.

Die Geschichte vom entlarvten Ehrenmann und die vom zerstörten Glück im Laubihof hatten ihn in das Leben der Seßhaften hineinblicken lassen. Konnte es wirklich ein so großer Vorteil sein, zu diesen zu gehören? Als Wanderer war er frei und durfte nach freiem Ermessen hie und da einen Blick tun in das Leben der andern. Aber in dieses Leben hineinzutreten gelüstete es ihn vorderhand nicht. Ob er die Kraft besäße, den angeratenen Schritt zu tun, hätte er erst noch versuchen müssen. Bei diesen Gedanken war es David, als hielte er sich selbst ein Spiegelein vor. Und dieses sprach: „Schau, das bist du, David Künzlin, der stets glaubt, nicht anders sein zu können als so, wie er von Kindsbeinen auf ist!" David, der Wanderer, kannte das Bild in dem Spiegelein und hatte schon oft zu ihm gesagt: „Schau mich nicht so vorwurfsvoll an! Ich weiß gut genug, wer du bist und was du bist. Frag mich nicht mehr; ich habe dir schon viel zu viel verraten!" So verbarg er immer wieder sich selbst vor dem eigenen Blick. Das tat er auch jetzt. Mond und Sterne schauten in das Zimmer, doch David achtete ihrer nicht mehr. Er hatte auch nicht gesehen, wie sich zu der schönen Katze auf dem Giebel ein feister, schneeweißer Kater gesellt hatte. Einträchtig war das Paar hinter einem schweren Kamin verschwunden.

David machte Licht. Auf dem Ofen entdeckte er ein Schreibzeug; auf dem Tische lagen einige Böglein Papier. Eines von diesen war angebraucht; offenbar hatte vor David ein Kaufmann in der Kammer gewohnt und einen Brief an einen Geschäftsfreund schreiben wollen. „Ich möchte Sie bitten, mir doch keine Schwierigkeiten zu bereiten. Große Ver-

luste, an denen ich sicher nicht schuld bin, haben mir derart zugesetzt, daß ich mit dem besten Willen ..." Das stand auf dem Böglein; mitten im Satze war der Briefschreiber stecken geblieben. David zerriß das Schriftstück und stopfte es in den Ofen. Dann begann er den Brief an Herrn Jeremias. Er dankte für die Gastfreundschaft und ging hierauf zur Hauptsache über. Er setzte auseinander, daß er sich entschlossen habe, vorläufig noch reisen zu wollen. Er habe die Ruhe noch nicht gefunden, deren er bedürfe, um den Rat des welterfahrenen Gönners verwirklichen zu können. „Ich bin im Innersten traurig, weil ich fürchte, heute Ihr Vertrauen zu verlieren. Aber es kommt vielleicht doch noch der Tag, an dem Sie sagen können: ‚Er hat Boden gefaßt und Wurzel geschlagen. Er hat doch die Kraft gefunden, den Willen zur Tat werden zu lassen.' Morgen wandere ich dem Jura zu. Dort soll es sehr schön sein, und jemand sagte mir, von den Bergen sehe man weit ins Land hinaus; schließlich komme man ins Bernbiet und habe auf einmal den blauen Bielersee vor sich. Auf diese Ueberraschung freue ich mich besonders. Ich werde dann in die Ebene hinuntersteigen und der Bundesstadt zuwandern. Von dort geht es den Alpen zu."

Dem Briefe fügte er noch das Lied an Fräulein Sabina bei und schrieb dazu: „Ich werde Sie nicht vergessen, solange ich lebe. Ihr Herr Onkel hat uns eine Geschichte erzählt, in der ein Fuchs einen Liebesbrief stiehlt. Diese Geschichte würde sich wiederum ereignen, wenn diesen Zeilen das Schicksal jenes Briefes widerfahren sollte. Aber es fehlt der junge Fuchs, und es fehlt noch etwas anderes dazu. Lachen Sie, wenn Sie dieses Geständnis lesen! Der Brief liegt in Ihrer Gewalt. Vielleicht haben Sie eine diebessichere Schatulle, in der Lied und Brief vergessen werden können. Die Hauptsache ist, daß Sie jetzt wissen, wie es mir zumute war, als ich neben Ihnen sitzen durfte. Wenn mich ein Mensch in die Disziplin des bürgerlichen Lebens hinein hätte bringen können, so wären Sie es gewesen. Ihre Hand hätte mich erlöst, denn ich weiß, daß Sie stärker sind als ich. Ich bin zu spät gekommen. Zur Vollendung meiner Geschichte braucht's kein Füchslein. Liebes Fräulein, ich habe das Bewußtsein, daß Sie sich immer wieder meiner erinnern werden. Wie reich bin ich in meiner armseligen Verfassung! Ich wünsche Ihnen viel Glück zur Fahrt ins Morgenland. Möge Ihre Ehe zur schönsten unter der Sonne werden."

David packte die beiden Briefe und das Lied in einen gemeinsamen Umschlag. Es war ihm, als hätte er ein recht schweres Bündel abgelegt. Erleichtert trat er noch einmal ans Fenster und tat einen Blick über die schlafende Stadt. Dann ging er zur Ruhe, in der Hoffnung, in einem schönen Traum Fräulein Sabina Mayenfisch zu begegnen. Die Hoffnung fand denn auch eine Erfüllung; doch nicht die, welche sich David gewünscht hatte. Der Schlafende sah bald den Possenmüller, bald den Schiffer Isler. Dieser zeigte nach einer großen Wiese, über die ein junges, liebliches Wesen schritt; das trug einen Korb am Arme, aus dem ein schön gebackenes Brot guckte, und schaute David mit großen, tiefbraunen Augen an, wozu es sprach: „Ich bin gar nicht gestorben." „Aber du bist doch die Monica Germann und hast doch ein Grab?" „Laß die andern das glauben!" antwortete das Mädchen, und es winkte David und bat mit sanfter Stimme, die wie ferne Musik klang: „Komm mit! Komm mit! Ich wohne in einem schönen Häuschen, das ist ganz weiß, und die Stühlchen, das Tischlein, mein Bett und meine Kleider sind weiß und duften süß. Die Sonne scheint über meinem Garten und leuchtet in meine Kammer. Komm mit; ich bin allein, und kein Mensch kann uns sehen!" Da sah sich David auf einmal an der Seite des Mädchens. Sie standen miteinander auf einem Berg; der war reich mit Blumen besteckt, und der Abendwind zog leise durch hohe Bäume. David faßte Monica bei der Hand, und sie sprangen lachend einen grünen Hang hinunter. In vielen Windungen rann ein schimmernder Bach durch die Tiefe; große Blätter und liegendes Schilf wurden dem Paar zum Stege. Und als David und Monica am andern Ufer waren, gewahrten sie das weiße Häuschen. Silberbirken und Erlen umgaben es, und im kleinen Garten leuchteten rote und

weiße Kugeln. Monica breitete die Arme aus und rief: „Schau, ich bin nicht tot! Ich habe kein Grab. Ich lebe und bin zur Hochzeit gekommen! Du bist mein Schatz. Eile, denn die Stunde eilt auch!“ Und sie umfing David und sprach leise: „Ich habe ein rotes und ein blaues Pantöffelchen. Welches willst du?“ „Das rote!“ bat David, der Träumende; er kniete nieder, um es dem Mädchen vom zierlichen Fuß zu nehmen. Schon hielt er das Pantöffelchen in der Hand, da tönten aus weiter Ferne helle Jagdhörner. Und Monica und David standen wie gebannt einander gegenüber; zweimal noch vernahmen sie den Ruf der unsichtbaren Jäger, dann trug der Wind Stimmen und Hufschlag herbei, das Mädchen sank auf das weiße Bett und schluchzte: „Wir sind verraten! Sie werden uns in unserer Liebe sehen! Alle Freude ist dahin!“ Und Häuschen, Garten und Lustwäldchen fielen zusammen und waren verschwunden. Dafür stand Sabina Mayenfisch vor David und sprach betrübt: „Mir ist, als hätte ich Sie heute schon einmal gesehen?“ David wandte sich um, Monica zu suchen. Er sah sie über die Wiese schreiten, als wäre nichts geschehen, und sie sang: „Was kaum erkoren, geht so verloren – O alte Klag! O alte Klag!“ Der Traum war vorüber; tiefer Schlaf löschte alle Gedanken und Bilder in David aus ...

Drei Tage nach Davids Abreise trafen die Briefe im „Zedernbaum“ ein. Herr Jeremias Raschle saß just am Vespertisch Aufmerksam las er den für ihn bestimmten Brief. Als er damit fertig war, legte er den Bogen neben sich, deckte ihn mit der Rechten zu und fragte Sabinchen: „Was glaubst du, was der sonderbare Jüngling geschrieben hat?“ Ehe die Nichte antworten konnte, sprach der alte Herr: „Es ist eine alte Wahrheit: Wem nicht zu raten, ist auch nicht zu helfen. Anstatt Vernunft anzunehmen und den Versuch zu machen, einmal eine ständige Arbeit anzupacken, entwirft er neue Wanderpläne. Jura! Bundesstadt! Alpen! Das klingt allerdings verlockender und schöner als Schreibstube, Magazin, strengbemessene Arbeitszeit. Herrgott! Daß der Künzlin nicht die Gnade hat, einmal einzusehen, wie kräftig selbstverdientes Brot schmeckt! Daß er nicht begreifen kann, daß mühsam erworbenes Geld schöner glänzt und mehr wert ist denn die goldenen Tropfen, die einem aus der Erbtasche in die hohlen Hände fallen!“

„Du darfst ihn nicht so hart verurteilen,“ begann jetzt Sabina; „er hat wenigstens die Wahrheit gesagt. So unbeholfen, wie er vor unsern Garten gekommen ist, steht er jetzt wieder vor uns. Laß ihn wandern! Er mag über die Alpen gehen und bis nach Italien ziehen. Vielleicht kommt er doch noch einmal hieher, als einer, der eingesehen hat, daß nur in der Arbeit das Vergessen gefunden werden kann. Dann wird er als einer von jenen dastehen, die wissen, daß wir nicht nur zu rastlosem Erwerben in die Welt gestellt worden sind, sondern auch zum Schauen, Erleben und – Genießen. Was haben Menschen von ihrem Schaffen, wenn sie nie zufrieden sein können mit der Ernte und als Unzufriedene sterben? Sie kommen mir vor wie Spekulanten: Heute reich, morgen arm!“

„Du hättest Advokat werden sollen,“ erwiderte hierauf Herr Jeremias; „schöner könnte ein Fürsprech nicht reden. Bin ich etwa einer von denen, die das Leben nicht zu genießen verstehen? Habe ich nicht meinen eigenen Garten? Mein eigenes Haus? Trinke ich nicht meinen eigenen Wein? Auch mir sind die Unersättlichen zuwider. Doch glaube mir, Sabinchen: Ich meine es ehrlich mit deinem Sänger und Verehrer. Der Himmel sei mit ihm und behüte ihn auf dem Wege — in die Bundesstadt, über die Alpen. Ich habe Erbarmen mit Menschen, die gleich Kometen unsere Bahn kreuzen, durch die Zeit fahren und außerhalb der schönen Sternbilder ein ziellos ruhelos Dasein führen! Was hat Künzlin dir geschrieben?“

„Er hat mir das Lied geschickt; er war es mir schuldig. Glückliche Reise wünscht er mir, freudvolle Tage im Morgenland; er habe auch ohne jungen Fuchs eine Geschichte erlebt.“

Da lachte Herr Jeremias Raschle und war wieder versöhnt. „Er wird noch manche Geschichte erleben, wenn er vor jedem schönen Hause, das an seiner Straße steht, singt!“

Sabina war während dieser Worte hinausgegangen. Sie stieg zu ihrer Kam-

mer hinauf. Dort legte sie Brief und Geständnis des Wanderers David Künzlin in ein schwarzes, reichverziertes Kästlein, wobei ihr ein kleiner Brief zu Boden fiel. Sie faltete ihn auseinander und las:

„Liebes Sabinchen! Diese Zeilen werden die letzten sein, die ich Dir, meine Gute, schreiben kann. Der Herr Doktor hat mich darauf vorbereitet, daß ich nur noch wenige Tage zu leben habe. Ich bin sehr schwach. Ich danke Dir für alles Gute, das Du mir getan hast. Wir haben schöne Zeiten miteinander verlebt. Deine Geheimnisse sind auch meine Geheimnisse; alles, was mich bewegt hat, habe ich Dir anvertrauen dürfen. Unsere Freundschaft wird bis zuletzt ohne Falsch sein. Wie Schwestern sind wir Hand in Hand unsern gemeinsamen Weg gegangen. Jetzt muß ich Dich allein ziehen lassen. Vergiß mich nie; dann wird meine Seele jeden Tag bei Dir verweilen. Ich habe Dich ja so unsäglich lieb. Laß mich Deine Hände halten, wenn ich sterben muß. Hernach tröste meine lieben Eltern und sei gut zu ihnen. Komm heute zu mir; morgen könnte es schon zu spät sein. Bis zuletzt bin ich

Deine Monica."

Sabina hielt den Brief lange in der Hand; er war schon zwei Jahre alt, und doch war es ihr, als verstünde sie heute erst, was er sagen wollte. Sie legte ihn zusammen und dachte an die Tote: „Du hast recht, Monica, zwischen dir und mir gab es kein Geheimnis." Und das Mädchen steckte den Brief der Freundin in den Umschlag, der des Wanderers Geständnis und Lied barg.

Herr Jeremias saß unten in der Stube. Er dachte an David, dem er für eine neue Erfahrung zu danken hatte. Aus dieser Erkenntnis heraus sprach er zu sich: „Gottlob, der Trümpy ist eben noch zur rechten Zeit gekommen, sonst wäre ihm Sabina verloren gegangen! Ein schönes Lied und eine stille Nacht vermögen oft mehr als die geläufigste Charakterschrift. Daß so ein Troubadour und Sternengucker einem tüchtigen und klugen Kaufmann gleichgestellt würde, fehlte just noch!"

Ob diesen Gedanken vergaß der alte Herr doch nicht den gewohnten Abendgang. Er rüstete sich und rief Sabinchen herunter. Bald darauf spazierten Oheim und Nichte zum Städtchen hinaus. Ihr Gespräch erging sich in Betrachtungen über die Launen und Fügungen des Schicksals.

Das neue Land.

Nachdruck verboten.

Novelle von M. C. Bein, Bern.

Damals war ich einundzwanzig Jahre alt und erfüllt von jenen sozialen und gesellschaftlichen Problemen, die geradezu in der Luft lagen. Ich träumte von einer großen Umwälzung aller morschen, faulen Sitten, denn die Welt erschien mir voll Feigheit und Heuchelei. In dieser Zeit jedoch fühlte ich mich glücklich, voll Jugend, Zukunft und ungebrochener Kraft. In allem aber ersah ich eine Aufgabe, die der Lösung bedurfte; besonders hatte es mir das Problem der Freiheit und dasjenige der Wahrheit angetan. Ja, ich ging so weit, daß ich die Wahrheit über alles stellte und selbst über verschwiegene Gefühle meiner Mitmenschen rücksichtslos und ohne Scheu hinwegschritt. Man kann sich denken, daß ich mir deswegen viele Feinde geschaffen hatte; immerhin gab es auch solche, die mir gerade wegen meines Freimutes gewogen waren. Ich war mit mir selbst unzufrieden, wenn ich nicht täglich wenigstens eine Rede für meine Ideen gehalten oder eine Unwahrheit an den Tag gebracht hatte. Heute, da ich das alles ruhiger betrachte, ist mir, als ob ich damals in einer Art Weinrausch, ja fast Verrücktheit umhergeirrt sei. Ich schlief fast nicht während jener Zeit. Ich las bis in alle Nacht hinein, diskutierte und hatte somit auch keinen Grund, über Schlaflosigkeit zu klagen. In meinem unstillbaren Feuer bemerkte ich nicht, wie meine Wangen schon längst das gesunde Rot verloren hatten. Eines Tages jedoch erklärte mir meine Mutter, daß ich, meinem Aussehen nach, krank sein müsse und sie deshalb nach einem Arzt geschickt habe. Meine Mutter war eine Frau, die nicht schnell zu einem Entschlusse kam; aber wenn sie diesen einmal gefaßt hatte, hielt sie keine Macht der Welt mehr ab, ihn aus-